

Czernin



**Der Boden
unter meinen
Füßen** *Eva Kollisch*

Darüber, ob die Stadt, in der wir in Österreich lebten, nur ein bisschen oder sehr antisemitisch wäre, gingen die Meinungen in unserer Familie auseinander. Meine Eltern waren von Ersterem überzeugt, wir Kinder von Letzterem. Wie kann es in einer Familie so eine Kluft geben? Die Antwort ist einfach: Erwachsene erschaffen ihre Welt, Kinder finden ihre vor.

So war es für aufgeklärte jüdische Erwachsene sehr gut möglich, andere aufgeklärte Juden oder aufgeklärte Nicht-Juden zu Freunden zu haben – einen Herrn Professor oder Herrn Hofrat, an der Vergangenheit hängend und sehr gemütlich. Es gab solche Leute. Worin sie sich alle einig waren in unserer kleinen Kurstadt Baden bei Wien in den frühen, mittleren und sogar den späten 30er-Jahren, war, dass der Antisemitismus überschätzt wurde, dass man

ihm Einhalt bieten konnte, dass an seiner Entstehung immer zwei Seiten beteiligt sein mussten.

Es waren diese Überlegungen, die assimilierte Juden wie meine Eltern kritisch machten gegenüber der ansehnlich großen polnisch-jüdischen Gemeinde, die in unserer Stadt lebte. Diese Menschen waren relative Neuankömmlinge in Österreich, die erst seit dem Ersten Weltkrieg hier wohnten. Eine Mauer, so unüberwindlich wie die des Antisemitismus, trennte unseren Lebensstil von ihrem. Sie waren meist kleine Ladenbesitzer, Handwerker, arme Leute.

Sie aßen koscher, sprachen untereinander Jiddisch, misstrauten allen Nicht-Juden und fast genauso allen nicht strenggläubigen Juden. Dass meine Mutter ein Dirndl, die österreichische Nationaltracht, trug, war diesen Menschen genauso unverständlich,

wie meiner Mutter deren laute Stimmen und ihre wild gestikulierenden Hände und Arme. Sie wurden immer mit Besorgnis beobachtet. Trug ihre Gegenwart in unserer Stadt zum Antisemitismus bei, oder verstärkte sie ihn gar? Sogar Nicht-Zionisten begannen überschwänglich vom jüdischen Heimatland zu schwärmen, wenn es darum ging, dass eine der polnischen Familien dorthin auswandern wollte.

Es gab zwei Synagogen in unserer Stadt, die konservative, zu der fast alle gehörten, und hinten im Hof in einem kleinen Raum, die orthodoxe Synagoge. Die war für die Polnischen. Wenn der Gottesdienst in unserer Synagoge zu langweilig wurde, schlichen wir Kinder uns hinaus und beobachteten durchs Fenster das Treiben der Orthodoxen. Sie tanzten, ihre Bärte wackelten, ihre *Talesin* wehten wie die

Wäsche im Wind. Sie schienen Spaß zu haben. Sie waren Chassidim. Auch wenn sie ziemlich laut und ungehobelt waren (wie meine Eltern bedauernd feststellten), schätzten wir sie deswegen nicht weniger. Uns Kindern erschienen sie ungehemmt und lebendig. Wir hatten großes Interesse an ihnen und fühlten uns ihnen seelenverwandt. *Unsere* Manieren waren schließlich auch nicht tadellos.

Ich will damit nicht sagen, dass wir wegen unserer Sympathie für die polnischen Juden besser waren als unsere Eltern, obwohl ich damals oft dieser Meinung war. Aber als Kinder hatten wir nichts zu gewinnen oder zu verlieren. Wir hatten nichts zu beschützen, keine Werte, die wir hochhalten mussten. Die Dinge begegneten uns ohne Klassifizierung und Interpretation, wie das berühmte *Ding an sich*, von dem die Philosophen sagen, dass es

nicht existiert.

Wir gingen in eine Volksschule, in der meine Brüder und ich praktisch die einzigen Juden waren. Die Lehrer konnte man in vier Kategorien einteilen: nett, sadistisch, antisemitisch und sadistisch, antisemitisch und nicht sadistisch. Unsere Eltern, um uns vor übertriebenem Selbstmitleid zu bewahren, oder weil sie für diese Unterschiede wirklich blind waren, sahen die Sache anders. Für sie gab es nur zwei Kategorien: gute und schlechte Lehrer. Und wenn sie auch zugaben, dass es mehr schlechte gab, so war das in ihren Augen kaum etwas, das es nur an unserer Schule oder in unserer Kindheit gab.

Jeder Schulmorgen begann mit dem *Vaterunser* und dem *Gegrüßet seist Du, Maria*. Wir mussten mit den anderen aufstehen, aber natürlich nicht mitbeten.